

Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 63 (2021)
Heft: 394

Artikel: Stummschalten
Autor: Binotto, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-976658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Stumm- schalten



TEXT Johannes Binotto

In den sozialen Medien laufen Filme oft stumm ab – back to the roots der Filmgeschichte. Wieso die Stille ohrenbetäubend ist.

Videoclips auf Instagram laufen tonlos. So jedenfalls sehen es die Standardeinstellungen vor. Wer zu einem der Filmchen den dazugehörigen Sound hören will, muss, statt bloss übers Bild zu scrollen, dieses zusätzlich noch antippen, damit sich dessen Tonspur enthüllt. Auf Twitter oder Facebook handhabt man es ebenso. Doch auch wer sich die Mühe macht, noch extra aufs Lautsprecher-Symbol zu tippen, hört dann bei den Clips oft nicht mehr als generische, nichtssagende Hintergrundmusik. Wenn überhaupt. Denn nicht selten sparen sich die Videos unterdessen die Tonebene gleich komplett, weil eine Vielzahl von Benutzer*innen sich ohnehin nicht für sie interessiert. Wer heute Clips fürs Netz produziert, ist dazu angehalten, sie so zu gestalten, dass sie auch stumm funktionieren. Deswegen laufen die Clips von Werbefirmen oder Nachrichtensendern in den sozialen Medien mit Untertiteln, die in der selben Sprache verfasst sind wie der Sprechtext. Die Untertitel dienen hier also nicht wie sonst als Übersetzungshilfe von einer fremden in die eigene Sprache, sondern als Ersatz für die Tonebene schlechthin. Rund hundert Jahre nach der Erfindung des Tonfilms wäre somit der Stummfilm wieder zum Standard geworden – und diesmal nicht aus technischer Notwendigkeit, sondern aufgrund neuer Konsumgewohnheiten. Kinosäle mögen sich mit multiperspektivischen Soundsystemen wie THX oder Dolby Atmos anpreisen, auf unseren Smartphones hingegen ist die Norm eine andere: *mute by default*.

Paradoxerweise macht uns gerade diese verbreitete Praxis des Stummschaltens klar, wie übermächtig Töne sind. Offensichtlich ist das Akustische ungleich invasiver als das Visuelle: Um Bilder nicht zu sehen, müssen wir bloss den Kopf abwenden oder die Augen schliessen. Töne indes dringen selbst dann noch zu uns durch, wenn wir uns die Ohren zuhalten. Blinkt während einer Sitzung unser Telefon, lässt es sich problemlos ignorieren, haben wir aber vergessen, den Klingelton auszuschalten, wird die Sitzung nicht normal weitergehen können, ehe wir das Gerät stumm gestellt haben oder es von selber wieder Ruhe gibt.

Solche Alltagserfahrungen widersprechen dem verbreiteten Klischee, wir seien eine vornehmlich visuell geprägte Kultur. Spricht die Tatsache, dass wir offensichtlich weniger Probleme mit Bildern als mit Klängen haben, nicht vielmehr dafür, dass unsere Ohren offenbar empfänglicher und mithin empfindlicher sind als unsere Augen? Daraus kann man einiges für den reflektierten Umgang mit Filmen gewinnen. Will ich die Wirkungsweise einer Szene verstehen, ist eine der zugleich einfachsten und radikalsten Methoden, den Ton auszuschalten. Das Muten wird dann zu einer analytischen Geste. Die Gewaltdarstellungen eines Horrorfilms beispielsweise, die mir eben noch so nahe gingen, dass mein Körper mit Ekel reagierte, werden ohne Ton zu einem fast abstrakten optischen Vorgang, den ich mit einer Präzision studieren kann wie eine geometrische Zeichnung. Stan Brakhages legendärer Experimentalfilm The Act of Seeing with One's Own Eyes von 1971, der 31 Minuten lang die Autopsie von Leichen in Grossaufnahme zeigt, lässt sich vielleicht nur deswegen am Stück schauen, weil er keine Tonspur aufweist. Nicht auszudenken, wenn ich die Geräusche von Schere und Messer, von Säge und Bohrer oder von den in den Eingeweiden wühlenden Händen der Chirurgen hören müsste. Der titelgebende Akt – mit den eigenen Augen zu sehen – ist einfacher auszuführen, als mit den eigenen Ohren hören zu müssen.

Zugleich zeigt das Beispiel von Brakhages Film aber auch noch etwas Anderes: nämlich nicht nur, wie der fehlende Ton die Bilder entschärft, sondern auch, wie die Stille selbst zu einem bedrückenden Phänomen werden kann. Es stimmt zwar, dass es mir die abwesende Tonspur besser möglich macht, bei der Zerstörung von Körpern zuzusehen, zugleich empfinde ich im Verlauf dieser halben Stunde die Stille des Films immer mehr als klaustrophobisch. Die Stille wird ohrenbetäubend. Und unweigerlich muss ich dabei auch an andere Filme denken, die Stille so verwenden: als Moment der Verstörung. In Jean-Luc Godards Bande à Part schlagen die drei Hauptfiguren in der Bar vor, eine Schweigeminute abzuhalten. Doch hören nicht nur die Figuren auf, miteinander zu sprechen, sondern Godard dreht den ganzen Filmton weg. Keine Geräusche, nicht mal der kleinste Laut – ein langer, unangenehmer Moment. Kein Wunder, hält es der Film in dieser Stille nicht eine ganze Minute aus, sondern schaltet bereits nach 36 Sekunden den Ton wieder ein. Tatsächliche Stille, so wird uns klar, hält man im Kino nur in begrenztem Masse aus. Und zugleich werden gerade durch ihre Umgrenzung die stummen Momente in ihrer Wirkung nur noch mehr potenziert. «Der Tonfilm hat die Stille erfunden», schreibt





Robert Bresson in seinen «Notizen zum Kinematographen» und meint damit, dass erst ab dem Augenblick, wo der Soundtrack zum standardmässigen Bestandteil des Kinoerlebnisses wurde, das Fehlen von Sound überhaupt als Irritation wahrgenommen werden kann. Fritz Langs Das Testament des Dr. Mabuse, sein zweiter Tonfilm, beginnt mit einer sechsminütigen Sequenz, in der nichts Anderes zu hören ist als das wahnsinnig machende Stampfen einer Maschine in der Verbrecherwerkstatt, in die sich der Polizeispitzel Hofmeister eingeschlichen hat. Doch als Hofmeister schliesslich auf die Strasse tritt, hört man keinen Laut, auch seinen Tritt auf den Pflastersteinen nicht. Fast fragt man sich, ob einem der Krach zuvor das Gehör geraubt hat. Die Stille fühlt sich an wie ein Hörsturz. Bereits in seinem vorhergehenden Film M hatte Lang in Strassenszenen gezielt alle Geräusche weggelassen und damit eine Stimmung der Bedrohung erzeugt. Hatte er sich zunächst gegen die neue Mode des Tonfilms gesträubt, so entdeckte Lang das Potential der Tonspur gerade auch darin, der Stille Gewicht zu geben. Und ähnlich verfuhr auch sein Zeitgenosse Alfred Hitchcock, der ebenfalls die Möglichkeiten des neuen Mediums Tonfilm gerade darin sah, auf Ton gezielt zu verzichten. Bis in seine letzten Filme ist der Soundtrack instabil, Stille tritt ein als Attacke, wie in der Szene aus The Birds, als die Mutter die Leiche mit den ausgehackten Augen findet und danach keinen Schrei, sondern nur ein stilles Würgen von sich geben kann. Auf die Zerstörung des Sehvermögens antwortet der Verlust der Stimme. Stille als Loch, als Trauma. Und kaum eine Szene aus Frenzy ist verstörender, als wenn die Kellnerin Babs dem Serienmörder begegnet und sämtliche Geräusche verschwinden oder wenn sie später mit ihm zusammen in seine Wohnung geht und die Kamera im Treppenhaus zurückbleibt, in dem kein Laut zu hören ist. Bestimmt ist es kein Zufall, dass ausgerechnet Lang und Hitchcock, die zunächst mit ihren Stummfilmen berühmt wurden, im Tonfilm genau das als Neuheit erkannten, was im Stummfilm nicht auffiel, weil es so selbstverständlich war.

Das Kino war also schon mal weiter, als wir es unterdessen wieder sind. Vielleicht müsste man heute, im Zeitalter von Instagram und Stummschaltung als Standardeinstellung, die Bilder wieder geräuschvoller machen. Damit uns die Stille wieder einfahren kann. Als Schock. Ohrenbetäubend.